



Leseprobe

Cecilie Enger
Aufs Meer hinaus
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für ca. 24,00 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 13. September 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein eindrücklich erzählter Roman über zwei norwegische Frauen, die Anfang des 20. Jahrhunderts ihren ganz eigenen Weg gingen – als erste weibliche Reederinnen

Seit sie denken kann, hat Bertha davon geträumt, ihre streng puritanisch geprägte Heimat im Süden Norwegens hinter sich zu lassen; ein anderes Leben zu führen als das, was von ihr erwartet wird. In der rauen Bergarbeiterstadt Karmøy ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Aufbruch an jeder Straßenecke spürbar – und hier trifft Bertha auch Hanna wieder. Hanna, die so anders ist als andere Frauen und die am liebsten Männerkleidung trägt. Gemeinsam mit Hanna scheint Bertha alles möglich, der Wunsch nach Freiheit und die Sehnsucht nach der Weite des Meeres eint sie, und so machen sie schließlich als die ersten Reederinnen Europas von sich reden. Doch ihre Liebe halten die beiden Frauen zeit ihres Lebens vor der Außenwelt verborgen.

In ihrem ebenso bewegenden wie schmerzhaft schönen Roman erzählt Cecilie Enger von zwei Menschen, die keine Kompromisse machten für ihr Glück – und von den langfristigen und dramatischen Auswirkungen ihrer Lebensentscheidungen.

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *Det hvite kartet*
bei Gyldendal, Oslo.

Der Verlag dankt NORLA, Norwegian Literature Abroad,
für die finanzielle Unterstützung der Übersetzung.



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2021 Gyldendal Norsk Forlag

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Friederike Arnold

Umschlaggestaltung: Favoritbüro

Umschlagabbildungen: ullstein bild – United Archives;

O. Vaering/Bridgeman Images; Mary Wethey/Arcangel

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60314-6

www.penguin-verlag.de

ERSTER TEIL

1

An einem Sommerabend des Jahres 1873 lief Bertha Torgersen über die neue Brücke vom Festland zur Insel auf der anderen Seite des Sundes.

Bisher unterschied sich Berthas Leben nicht wesentlich vom Leben anderer Kinder in Haugesund. Sie war mutterlos, seit der Geburt, die auch ihre kleine Schwester das Leben gekostet hatte, ihr Vater war mit einer siebzehn Jahre jüngeren Frau eine neue Ehe eingegangen, die Wohnung war voll von Kindern, älteren Verwandten und Untermietern. Von Kleidern, die zum Trocknen aufgehängt waren, Essensgeruch und Menschengeruch, Husten und Lachen. Von Gottesglauben und Träumen von besseren finanziellen Verhältnissen.

Bertha konnte es wohl kaum wissen, aber Pflichten und Menschen in der Wohnung zu vernachlässigen, um hinaus nach Bakarøynå zu laufen, bedeutete die freiesten Augenblicke ihrer Kindheit. Nichts konnte sich mit diesen Ausflügen zur anderen Seite der Insel messen, atemlos, allein zu sein und auf dem flachen Stein dort draußen zu stehen, Wellen und das Meer vor sich, und kleine und große Schiffe zu zählen.

Und später, wenn sie die Kerze ausgeblasen hatte und die kleine Halbschwester, mit der sie das Bett teilte, einge-

schlafen war, konnte sie sich jedes der Schiffe vorstellen, die sie dort draußen gesehen hatte. Wenn sie davon träumte, wohin ein Segelschiff unterwegs war, hämmerte ihr Herz manchmal heftig, sie schwelgte in der Vorstellung, wie ein hochgewachsener Matrose in exotischen und geschäftigen Häfen Jagd auf ein schönes Schmuckstück für seine geliebte Tochter machte, und diese Tochter war sie selbst. Oder sie dachte sich an Bord eines Dreimasters, in der Rolle der Kapitänstochter, die größere Kenntnisse über Windrichtungen und Meeresverhältnisse besaß als die Matrosen.

Natürlich erzählte sie niemandem von diesen Träumen, denn sie wusste über Meeresströmungen und Windrichtungen nicht mehr als andere Kinder in Haugesund, und ihr Vater stand nicht am Steuerruder eines Schiffes, sondern bohrte die Hände in Blut, Innereien und Fleisch. Als junger Mann war er von Egersund nach Norden gewandert, um für einen älteren Bruder zu arbeiten. Nach vielen Jahren als Kaufmann hatte Josef Torgersen sich nun als Schlachter etabliert.

Nun lief sie also über die Brücke, sodass ihre Schuhsohlen auf die Bretter knallten.

Auf der Landkarte hieß die Insel, die sie erreichte, Has-seløy, aber sie wurde niemals anders genannt als Bakarøynå, weil vor langer Zeit einmal dort draußen ein Bäcker gehaust hatte.

Bei Haugeverven wurde sie langsamer, am Hang oberhalb des Gerüsts, das um das große Schiff herum errichtet worden war; in der Werft wurde eine Bark gebaut. Das Gerüst erinnerte an ein riesiges, schützendes Skelett. Zwei Männer unten am Hang sahen neben dem halb fertigen Koloss aus wie kleine Holzmännlein.

Dass sie mit ihren fast zehn Jahren tatsächlich weglief und ihre Stiefmutter mit Kinderhüten und Haushaltsarbeit allein ließ, hätte ihr ein schlechtes Gewissen machen müssen, aber dem war nicht so, auch wenn sie gehört hatte, wie Serine sich beim Vater darüber beklagte, wie erschöpft sie sei. Normalerweise wäre sie auch nicht weggelaufen, ohne Bescheid zu sagen, ohne dass sie zuerst Wasser geholt, bei der Betreuung ihrer Schwester geholfen oder ihre Hausaufgaben gemacht hätte, aber an diesem Nachmittag war Bertha unaufmerksam gewesen und über irgendetwas gestolpert, und dabei hatte sie die grünrote Glasvase umgerissen, die ihr Vater und Serine zur Hochzeit bekommen hatten. Obwohl sie die Scherben aufgelesen und immer wieder um Entschuldigung gebeten hatte, war Serine wütend geworden und hatte geschrien, die Stieftochter solle sich sonst wohin scheren.

Zum ersten Mal näherte Bertha sich also dem Aussichtspunkt und dem Stein – ohne dass es irgendwer wusste, dass sie hierhergelaufen war.

Sowie sie den höchsten Punkt erreicht hatte, blieb sie abrupt stehen, denn etwas hier stimmte nicht.

Eine Gestalt an *ihrem* Platz.

Da hätte niemand stehen dürfen.

Es war ein Junge, vielleicht zwei Jahre älter als sie. Mit selbstsicherer Haltung stand er dort, bewegungslos auf dem Stein, mit dem Rücken zu ihr. Er schaute hinauf in den abendgelben Himmel, der sich im Meer spiegelte. Sie verspürte eine wachsende Verärgerung, aber zugleich schämte sie sich, denn sie wusste natürlich, dass weder Aussicht noch Grund und Boden ihr gehörten. Aber es war noch nie vorgekommen, sie hatte sich nicht einmal vorstellen können, dass noch andere auf die Idee kamen,

genau diese Stelle aufzusuchen, die sie als ihre eigene betrachtete.

Während sie noch immer vielleicht ein Dutzend Meter von dem Jungen entfernt war, fiel ihr auf, dass er eine weiße Schirmmütze aus Segeltuch trug, die aus der Entfernung an eine Postmütze erinnerte, dazu ein blaues Hemd über einem verschlissenen Pullover. Vielleicht war er ein Postbote, der sich verirrt hatte? Seine dunkle Hose war zu groß, wurde aber von Hosenträgern festgehalten. Also war er wohl doch kein Postbote, denn er stand barfuß auf dem Stein, und Bertha bemerkte neben ihm auf dem Boden zwei völlig ausgelatschte Schuhe.

Unschlüssig blieb sie stehen. Was, wenn er sich umdrehte und sie hier entdeckte, als wäre sie dumm oder schrecklich neugierig? Sie hustete und ging mit kleinen Schritten auf seinen Rücken zu. Nun trat er einen Schritt nach rechts, um ihr auf dem Stein Platz zu machen. Sie kletterte neben ihn.

Er sagte nichts, deshalb starrte auch sie wortlos zu den länglichen Inseln im Westen hinüber und suchte nach Schiffen. Sie sah weder Galeassen noch Vollschiffe, die am allerschönsten waren, aber sie entdeckte zwei kleinere Jachten und drei unterschiedlich große Boote. Einige waren auf dem Weg in den Smedasund, andere fuhren hinaus in die Welt, aber die ganze Zeit richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Jungen neben ihr.

Dann sagte er: »Ich fahr raus.«

Sie wandte sich um und sah ihn an, doch er starrte noch immer auf das Meer hinaus. Der Mützenschirm überschattete seine Augen, aber er hatte eine markante Nase und einen ernsten Mund.

Was, wenn er darauf wartete, dass sie etwas sagte? Er bewegte sich, vielleicht wurde er ungeduldig?

Deshalb sagte sie: »Ich auch.«

Er reagierte nicht, und Bertha fragte sich, ob sie zu weit gegangen war, weil sie dasselbe wollte wie ein junger Mann mit Plänen für ein Leben auf See.

Dennoch wiederholte sie: »Ich will auch raus.«

Aus dem Augenwinkel sah sie, dass er nickte, und deshalb fügte sie hinzu: »Ich werd natürlich nicht fischen. Aber was anderes. Vielleicht in einer anderen Stadt. Wirst du Fischer? Oder ... bist du das schon? Mein Bruder wird das nämlich. Torger. Er will sich ein eigenes Boot zulegen.«

Sein Schweigen brachte ihre Gedanken durcheinander, und sie hatte ihn geduzt. Aber er machte sie neugierig und eifrig, obwohl sie eigentlich hätte schweigen müssen.

»Nein«, sagte er nach einer Weile. »Nicht Fischer. Aber ich fahr raus.«

»Nach Amerika?«

»Kann schon sein.«

»Ist dein Vater in Amerika?«

»Nein.«

»Ist er Fischer?«

»Was du alles wissen willst.«

Aber dann antwortete er doch: »Er *war* Fischer.«

»Aber jetzt nicht mehr?«

»Nein. Tot.«

»Ach so. Meine Mutter auch.«

»Tot?«

»Ja.«

»Ach so.«

Wieder schaute sie zu ihm hoch. Er blickte noch immer mit ernster Miene auf das Meer und den Himmel.

Eine Möwe draußen auf dem Wasser schlug mit den

Flügeln, vielleicht fünfzehn, zwanzig Meter von ihnen entfernt. Sie schien plötzlich aufgetaucht zu sein und jetzt irgendwo festzuhängen. An einem Netz oder einer Reuse.

»Die kommt nicht los!« Sie zeigte auf den weißen Vogel, der in Sekundenschnelle das Meer mit Flügelschlägen und Panik gefüllt hatte. Ein Möwenschrei klang wie der eines Menschen, schrill und klagend.

Sie hatte das Gefühl, dass die Panik des Vogels auch in ihr aufstieg. Als ob sie von etwas Unbekanntem unter Wasser gezogen würde.

Alle Ermahnungen der Erwachsenen, niemals ins Wasser hinauszugehen, ertranken im Mitleid mit der Möwe, denn wenn sie gerettet werden sollte, musste Bertha sich ins Wasser zwingen, auch wenn sie nur wenige Züge schwimmen konnte. Sie sprang vom Stein, lief zum Wasser und hatte gerade die Schnürsenkel an ihrem braunen Lederschuh geöffnet, als der Junge plötzlich hinter ihr stand. Er streifte Hose, Pullover, Hemd und Mütze ab und watete in seiner verwaschenen und verschlissenen Unterwäsche hinaus.

Aber nicht auszudenken, wenn der Vogel nun dort draußen lag und schrie, um den Jungen anzulocken und ihn mit sich in die Finsternis hinabzureißen? In denselben Tod, der Seeleute verschlang!

Was sollte sie machen, wenn der Junge unter der Wasseroberfläche verschwand? Dann müsste sie versuchen, ihn zu retten. Gebannt beobachtete sie, wie er mit fünf, sechs raschen Zügen hinausschwamm.

Ja! Sie würde es schaffen, sie könnte ihn und den Vogel vor dem Ertrinken retten, wenn sie die beiden auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen ließ!

Aber dann drehte er sich um, und sie sah, dass er die Augen weit aufgerissen hatte. Sie starrte ihn an, bis er keuchend an Land kroch.

»Es ist zu kalt.« Er schnappte nach Luft, und die Worte kamen stoßweise aus seiner Kehle.

Aber wo war sie jetzt, die Möwe? Bertha konnte sie nicht sehen.

»Die ist weg!« Seine Stimme klang schrill.

Hatte er auch gedacht, gerade diese Möwe sei etwas Besonderes, weil er versucht hatte, sie zu retten? Denn alle, die an der Küste wohnten, wussten doch, dass an jedem einzelnen Tag Menschen und Tiere im Meer den Tod fanden.

Sie wagte nicht zu fragen.

»Bestimmt von einem größeren Tier erwischt«, sagte er und bat sie, sich umzudrehen.

Sie gehorchte, während er die nasse Unterwäsche abstreifte und seine trockenen Sachen anzog.

»Wir können zusammen zurückgehen«, sagte er.

Bertha nickte. »Ja«, sagte sie.

Sie gingen zurück über die Felskuppen, wo die Sträucher einen ewigen Kampf mit dem Wind führten. So langsam und kriechend wuchs alles dort draußen, dass ihnen kein Gewächs nur halb bis zur Wade reichte. Vorbei an den riesigen Speichern mit den Heringstonnen, vorbei an Holzhäusern, Bootsschuppen, Schweinekoben und mehreren eng nebeneinanderstehenden Wohnhäusern.

Sie sprachen erst wieder, als der Junge vor einem kleinen Haus gleich bei der Brücke stehen blieb. Grauer, dichter Rauch quoll aus dem Schornstein und trieb zum Nachbarhaus hinüber, einem schlichten Bretterhaus, das

an einen Schuppen erinnerte. Vor einer Wäscheleine, an der einige Kleidungsstücke hingen, stand eine kräftige Frau, die den Rauch aus dem Schornstein des Nachbarhauses verfluchte.

Der Junge drehte sich nicht um, als er auf zwei Brettern über den Schlamm zwischen dem Weg und der Haustür balancierte. Aber er hob die Hand zu einer Art Gruß.

2

1878

Bertha betrachtete ihr Spiegelbild in der Fensterscheibe im Gang, der zum Hinterhof mit den Schweinen, der kleinen Backstube und dem Abtritt führte. Im Schein einer Öllampe zog sie die Mundwinkel langsam nach unten, um zu sehen, ob das sie auf erwachsene Weise streng machte oder ob es ihr nur ein kindliches, schmollendes Aussehen gab. Sie schaute an dem langen Wollkleid hinunter, aus dem ihre Stiefmutter Serine herausgewachsen war, und dachte, dass sie zumindest dadurch etwas erwachsener wirkte. Es war dunkelblau und hatte einen Kragen, jedoch keine betonte Taille. Sie schob die Hände in die praktischen Vordertaschen des Kleides und starrte wieder ihr beleuchtetes Gesicht an. Sie fand es zu rund, es war nicht klar gezeichnet und nicht mandelförmig, wie das von Amalie aus ihrer Klasse. Sie dachte, dass sie sich nun zum ersten Mal für ihr Aussehen interessierte, dafür, dass andere sich eine Meinung über sie bilden könnten. Nicht so, wie sie es zu Hause und in der Schule lernte, dass sie für ihr täglich Brot danken, hilfsbereit und gehorsam und so etwas sein sollte. Es war etwas anderes, etwas Vageres, das der Welt der Erwachsenen angehörte. Als liege hin-

ter einer herannahenden Welle eine andere Bertha auf der Lauer, und wenn diese Welle sich auftürmte, würde Bertha Dinge an sich selbst wahrnehmen und verstehen, die ihr jetzt noch nicht zugänglich waren.

Bertha war normal kräftig gebaut, nicht dick oder dünn, und größer als viele andere in ihrem Alter, ihre Haare waren hellbraun und in der Mitte gescheitelt und oft zu einem Zopf geflochten, der ihr über den Rücken fiel. Sie schielte ein wenig auf dem rechten Auge, aber darüber dachte sie nicht weiter nach.

Mit einem kritischen Blick musterte sie sich als angehende Frau. Hatte sie Ähnlichkeit mit ihrer Mutter? Das wusste sie nicht, es gab weder eine Fotografie noch ein gemaltes Porträt von Karen Marie Løvaas, und wenn sie ein seltenes Mal den Vater gefragt hatte, hatte er kurz und abweisend gemurmelt, dass er sich nicht mehr erinnere.

Ihre Wohnung machte deutlich, dass die Familie keine Not litt. Der Vater hatte hart gearbeitet und sich Geld zusammengespart, und deshalb hatte er sich eine Wohnung kaufen können, im Erdgeschoss in einem der Häuser auf der rechten Seite in der südlichen Strandgate. Mit Hilfe seiner Brüder hatten sie aus einer großen Wohnung drei kleinere gemacht, um das Darlehen bei der Bank durch die Vermietung der beiden anderen abtragen zu können.

Sie hatten immer genug zu essen, Holz für die Öfen, Flickenteppiche auf dem Fußboden, und in dem Teil der Stube, der nicht für Betten und Matratzen gebraucht wurde, standen ein Esstisch, rot gestrichene Stühle und ein großes hellgrünes Büfett. Der schöne Läufer mit vier Dompfaffen auf einem kahlen Zweig, den Berthas Mutter

vor langer Zeit gestickt hatte, hing an der Wand im Gang zwischen den beiden Türen zu den vermieteten Wohnungen: von Schuhmacher Hans Fastingsen und Frau Berthe mit den kleinen Töchtern Jorgine und Thea und von Bäcker Theodor Anda, Frau Marthe Marie und deren Kindern. Anda betrieb die kleine Backstube im Hinterhof.

In der Wohnung wimmelte es immer von Menschen, die kamen und gingen, die nachts dicht an dicht in allen Zimmern schliefen und sich stritten und Klatsch erzählten und es im Grunde für Bertha unmöglich machten, sich davonzuschleichen und sich in ihr Spiegelbild zu vertiefen. Oder davon zu träumen, eine Heldin an Bord eines Schiffes zu sein oder sich durch ihre besonderen Eigenschaften eine Ausbildung zu verschaffen.

Jetzt hörte sie auch schon Serine rufen: »Bertha! Kein Wasser mehr!«

Am nächsten Morgen wurde sie vom Knirschen von Karrenrädern auf dem gefrorenen Boden draußen geweckt, wusste aber, dass es noch nicht Zeit zum Aufstehen war. Sie lag im Bett und wusste nicht so recht, ob sie wirklich wach war oder noch träumte. Denn das kam manchmal vor: Sie konnte wach sein und trotzdem Traumbilder vor sich sehen. Aber dicht neben ihr lag ihre schlafende kleine Schwester Josefine. Also war sie wach, doch der ziehende Schmerz im Rücken, der Schmerz aus ihrem Traum, war trotzdem vorhanden.

Sie drehte sich auf die Seite und schaute die Wandtäfelung an, die nur wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt war. Große und kleine Astlöcher, wie Augen. Sie kannte sie in- und auswendig, sie starrten sie immer mehr

oder weniger weit aufgerissen an, ohne je mit der Wimper zu zucken.

Eine Woche zuvor war Bertha vierzehn geworden, und obwohl sie noch immer zur Schule ging, stand sie an zwei der sieben Wochentage im Fleisch- und Wurstladen. Ja, jetzt wusste sie es wieder: Sie hatte vom Laden geträumt, ihr Rücken fühlte sich so müde an, weil sie große, rote Fleischstücke, tiefend vor Blut, an Haken unter der Decke gehängt hatte.

Als sie das nächste Mal aufwachte, eine halbe Stunde später, war die Decke unter ihr braun und klebrig. Bald darauf kam die Stiefmutter herein, und Bertha erzählte schluchzend, dass sie jetzt sicher sterben müsste. Serine entdeckte das Blut und riss die Decke vom Bett, während sie kurz erklärte, diese Blutung sei durchaus nicht tödlich, sondern im Gegenteil ein Zeichen dafür, dass Bertha jetzt erwachsen sei und selber Kinder bekommen könne.

Diese Auskunft wirkte lähmend auf Bertha. Dann würde es ihr also gehen wie ihrer Mutter: Jederzeit könnte sie ein Kind bekommen, das ihr zuerst das Leben nehmen und danach selbst sterben würde. Sie fühlte sich ungeheuer einsam. Noch nie hatte irgendwer mit Bertha über diese Dinge gesprochen.

Wäre sie auf andere Weise vorbereitet worden, wenn ihre Mutter noch gelebt hätte? Hätte die Mutter ihr erzählt, dass sie selbst einmal überrascht gewesen sei und sich gefürchtet habe, dass die Blutung aber natürlich sei und keine Krankheit, wie viele meinten?

Vieles war anders an diesem Morgen, als Bertha mit kurzen Schritten zum Laden hinüberging.

Sie musste sich Platz verschaffen, als sie durch die frisch

gepflasterten quadratischen Straßen und am Hafen entlangging. Der Hering war gekommen und hatte die Stadt in ein Chaos aus Menschen und Booten verwandelt. Um sie herum erklangen unverständliche Sprachen und Dialekte, und vor den Häusern lagen Flaschen und andere Hinweise darauf, dass Zugereiste dort die Nacht verbracht hatten. An Bord der Schiffe waren ununterbrochen Rufe zu hören, Fisch wurde eingesalzen, Tonnen gezimmert, Waren und Getränke wurden verkauft. Hier gab es überall Geld zu verdienen, der silbrig glänzende Fisch brachte Einkünfte für zwanzigtausend, die jedes Jahr zwischen Januar und März in die Stadt strömten.

Zwei Männer riefen ihr grobe Worte hinterher, aber Bertha drehte sich nicht um, sie hatte nicht die geringste Angst vor ihnen. Die Frauen, die sich zur Heringsarbeit verdingten, waren so kräftig, und es waren so viele, dass sie sich von einer unsichtbaren Gemeinschaft beschützt fühlte, wenn sie dort standen und Schuppen und Eingeweide entfernten, ehe sie Heringe und Salz übereinanderschichteten, bis die Tonne voll war. Tonne um Tonne um Tonne. Im Laufe dieser hektischen Winterwochen füllten die Frauen Tausende von Tonnen. Bertha dachte, dass vielleicht mehrere von ihnen gerade ihre Blutung hatten, während sie dort standen und den Rocksäum wegen Schlamm, Salz und Fischabfällen hochgesteckt hatten. Ihr Blut würde jedenfalls niemand bemerken. Manche bezeichneten den Smedasund im Frühling als Matschsund, weil so viele Abfälle dort trieben.

Sie ging an Jungen in ihrem Alter vorbei, die Tonnendeckel zimmerten. Wenn das eines Tages auch Mädchen erlaubt wäre, würde sie auch lieber Deckel zimmern, als hinter dem Ladentisch zu stehen, weil der Lohn besser

war. Alle Schulkinder hatten jetzt *heringsfrei*, weil es auf jedem Quadratmeter in der Stadt Arbeit und Verdienstmöglichkeiten gab.

Bertha begrüßte zwei Jungen, die sie aus der Schule kannte, dann blieb sie vor der Tür des Metzgerladens stehen und wischte sich die Salzränder von ihrem dunklen Rock. Überall war Salz. Weiß lag es auf den Anlegestegen, die Kopftücher der Frauen in den Sälzereien wurden dadurch steif und ihre Haare grau. Bertha spürte das Salz, wenn sie sich über die Lippen leckte und sich die Augen rieb.

Im Laden waren Alette und Fräulein Marie Dahl schon seit sieben bei der Arbeit.

Alette war sechzehn und fragte sofort, ob etwas passiert sei.

»Hast du einen geküsst?«, fragte sie leise und aufmunternd, während Fräulein Dahl, die schon älter war, etwas aus dem Hinterzimmer holte.

»Geküsst? Nein!«, flüsterte Bertha, als sie ihre bodenlange Kittelschürze und das Kopftuch anzog.

»Hast du denn einen kennengelernt? Einen Seemann?« Alette lachte übertrieben laut.

Für Alette schien alles so leicht zu sein. Sie schien auf ungeheure Erfahrung zurückgreifen zu können, auf ihre eigene und auf die anderer. Sie konnte erzählen, welche Paare am Vorabend dicht nebeneinanderher gegangen waren, und ab und zu redete sie grob über irgendeinen Seemann.

»Nein«, sagte Bertha. »Ich bin vierzehn.«

»Dann vielleicht Prügel gekriegt?«

Bertha schüttelte den Kopf.

»Ist es etwas, das vorübergeht?«

Darauf hatte Bertha keine klare Antwort. Es würde ja vorübergehen, aber sie wusste nicht so genau, wie lange es dauern würde.

Fräulein Dahl kam zurück mit zwei riesigen Leberwürsten, die sie auf das Eis im Tresen legte. Sie arbeiteten eine Weile, ohne etwas zu sagen, aber sowie Fräulein Dahl zur Schlachterei ging, um Pökelfleisch zu holen, meinte Alette: »Etwas, das vielleicht vorübergeht, aber es sind keine Prügel und kein Kuss?«

Bertha nickte.

»Ich gebe auf.«

Aber jetzt wollte Bertha plötzlich, dass Alette weiter spekulierte.

»Es ist etwas, das alle Frauen bekommen«, sagte sie. »Aber ich weiß nicht, wann es aufhört.«

»Ah! ›Bauchweh!‹« Alette lächelte selbstsicher, und Bertha nickte bestätigend.

»Hat dich denn niemand davor gewarnt?«, fragte Alette.

»Wovor denn gewarnt?«

»Johanna sagt, manche Männer können riechen, wenn eine Frau ...«

Bertha hatte keine Ahnung, wovon Alette sprach. Alette hatte fünf ältere Schwestern, und eine von ihnen, Johanna, hatte Kinder von zwei verschiedenen Männern. Und auch Alette besaß Erfahrungen mit Jungen, und unter ihrem Kittel verbargen sich große Brüste.

Nachdem sie beide mehrere Kunden bedient hatten und nun wieder alleine im Laden waren, schnitt Alette eine geräucherte Mettwurst ab und lächelte dabei geheimnisvoll.

»Weißt du, dass du jetzt Kinder kriegen kannst?«, sagte sie.

»Kinder kriegen?«

Bertha begriff, dass es da einen Zusammenhang gab, den sie nicht kannte, und sie fühlte sich unterlegen. Sie hatte sich nie etwas anderes vorgestellt, als eines Tages Mutter zu werden. Sie wusste, dass Gott den Menschen erschaffen hatte. Und sie hatte den Pastor sagen hören, dass die Frau für den Mann geschaffen worden sei. Aber was Gott machte, ganz konkret, darüber hatte sie sich keine Gedanken gemacht oder danach gefragt.

»Du hast keine Ahnung, von was ich spreche«, sagte Alette. Es klang wie eine Behauptung.

Bertha schüttelte den Kopf.

Im Laufe der nächsten halben Stunde erfuhr Bertha, dass ein Mann plötzlich den Geruch von der Dame mochte, mit der er verheiratet war, und manchmal mochte er auch den Geruch von Damen, mit denen er nicht verheiratet war, und dann lief sein Gesicht rot an, und er wollte ihre Brüste berühren.

Dann ließ Alette die Hand mit der Wurst ein wenig sinken, sah Bertha mit hochgezogenen Augenbrauen an und wies danach auf deren Bauch.

So wurden Kinder gemacht.

So war die Welt. Wie bei Tieren.

Bertha hatte Hunde bei der Paarung gesehen und den Stier auf der Weide. Einmal hatte sie zwei Pferde beobachtet. Die Katzen im Hafen, die sich zurechtlegten und das Hinterteil hoben, während sie den Schwanz aufgeregt bewegten. Dennoch jammerten und schrien die Katzen, wenn der Kater den Rücken krumm machte, sich erhob und sich dann über sie senkte.

»Das muss eben sein, damit sich die Welt weiterdreht«, sagte Alette und zuckte mit den Schultern.

Danach dachte Bertha, sie hätte sich die Ohren zuhalten

sollen. Aber es war zu spät, denn jetzt hatte sie etwas gehört, das so viele wussten. Sie war kindlich und unwissend gewesen, und offenbar passierten diese geheimen Dinge überall, bei den Menschen, sogar bei den überaus normalen Menschen, die sie kannte.

Und manchmal ging es dabei auch um Lust.

3

Die Tage folgten aufeinander in einer langen und leuchtenden Reihe eines verlängerten Sommers. Gras, Heide und Felder waren braun versengt, die Bauern klagten über Mangel an Viehfutter und elende Ernten. Dennoch hoffte Bertha, das Wetter werde sich noch einige Wochen lang halten, denn sie sollte Anfang Oktober konfirmiert werden, und Serine und ihr Vater hatten ihr versprochen, dass sie sich das erste mit der Maschine genähte Kleid ihres Lebens bestellen dürfte. Und das wollte sie dann unbedingt anziehen, ohne es unter dem alten Mantel verstecken zu müssen, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte.

Jetzt war sie auf dem Weg zur Haraldsgate, zur Manufaktur von Erik Jacobsen. Sie kam an engen Gassen mit kleinen und dunklen Läden vorbei, wo auf vergilbten Anzeigen, die auf den Fenstern klebten, Waren angepriesen wurden, und sie dachte an das Kleid aus dem Katalog, das Serine für sie im Voraus ausgewählt hatte und für fein und nicht gewöhnlich hielt. Jetzt würde Bertha es ausprobieren.

Nie zuvor war sie bei Erik Jacobsen gewesen, wo auch Konserven und Werkzeug verkauft wurden, vor allem jedoch Textilien und fertig genähte Kleider. Hier kauften die wohlhabenderen Damen ihre Kleider, die Herren bestellten Gehröcke und Zylinder, es war überhaupt eines

der Geschäfte in der Stadt, wo ein deutlicher Unterschied zwischen einer bürgerlichen Familie und einer eher durchschnittlichen Familie gemacht wurde, die selbst nähte und Dinge voneinander erbt, die niemals etwas aus dem Haus gab, da die Kleider getragen wurden, bis sie nicht mehr als Kleider zu gebrauchen waren. Bertha blieb vor der Tür zur Manufaktur stehen. Das Schild mit der Aufschrift *Geöffnet* hing im Fenster. Bertha hatte sich eigentlich nie Gedanken über ihre Kleidung gemacht. Sie trug das, was Serine anschaffte, und die Röcke, die sie von Frau Fastingsen erbt, die noch keine dreißig war.

Als sie die Tür aufmachte, bimmelte ein Glöckchen.

Später dachte Bertha, dieses Geräusch sei fast wie der Übergang in ein anderes Leben gewesen. Denn drinnen war alles anders. Dass es überhaupt möglich war, eine Tür in der Straße zu passieren, durch die sie ihr Leben lang gelaufen war, und die Geräusche von Karrenrädern und Pferdehufen, von rufenden Stimmen und den Geruch von Fischabfällen und von in der Hitze stinkenden Pferdeäpfeln hinter sich zu lassen.

Es war wie ein Zauber. Drinnen roch es nach etwas, von dem Bertha später erfuhr, dass es sich um mit Seife behandelte Wolle handelte, und sie nahm den heißen, fast aufreizenden Duft gebügelter Baumwolle wahr. Und die Geräusche, leise, konzentriert. Männer und Frauen, die miteinander redeten, einige mit Stecknadeln zwischen zusammengekniffenen Lippen, als wären diese Nadeln ein lebendes Werkzeug, ihre Schritte klangen freundlich auf den breiten, gescheuerten Brettern.

Hier spucken bestimmt nicht viele auf den Boden, dachte Bertha.

Ein Stück weiter hinten im Laden, hinter dem Tresen,

